

# Das Forum

## Briefe an die Schriftleitung der Herder-Korrespondenz

Die Herder-Korrespondenz betrachtet es als ihre Aufgabe, in den von ihr veröffentlichten Berichten, Meldungen und Dokumenten ein möglichst umfassendes Bild der bewegenden Kräfte der katholischen und darüber hinaus der gesamten christlichen Welt zu geben. Sie will damit natürlich ihren Lesern Anregungen, Klärungen, Anstöße für ihre eigene Arbeit und ihr eigenes Leben geben. Aber sie ist nicht Diskussionsorgan im eigentlichen Sinne.

Es hat sich trotzdem zu unserer großen Freude ergeben, daß uns aus unserem Leserkreis zahlreiche Stellungnahmen zu dem Inhalt der Hefte zugegangen sind, sodaß über viele Dinge ein Gespräch entstanden ist. Wir haben uns daher entschlossen, diesem Gespräch auch in den Heften einen Raum zu geben und solche Zuschriften, die etwas Förderliches zu den von uns aufgegriffenen Fragen beitragen, namentlich wenn sie von der Anwendbarkeit anderswo gefundener Lösungen in unserer konkreten Situation handeln, an dieser Stelle unter der Überschrift „Das Forum“ zu veröffentlichen. Wir würden uns freuen, wenn viele Leser sich an dieser Aussprache beteiligten.

### Die Schriftleitung.

#### Die Front des christlichen Gewissens

Sie haben in der Herder-Korrespondenz von jenen Auseinandersetzungen geschwiegen, die sich nicht nur in der kirchenfeindlichen Presse an die Österansprache des Heiligen Vaters geknüpft haben, in der er mit einem Aufruf an das christliche Gewissen in den italienischen Wahlkampf eingegriffen hat. Ich denke z. B. an einen sehr heftigen Angriff gegen diese Ansprache, der in der auch von Ihnen oft zitierten französischen Zeitschrift „Esprit“ erfolgt ist, und in der dem Papste dem Sinne nach vorgeworfen wurde, daß er mit seiner Warnung vor dem Kommunismus doch nur die Front der bewahrenden Kräfte der bürgerlich-kapitalistischen Welt stütze und vergesse, daß die Hinneigung breiter Schichten zum Kommunismus doch nur der Verzweiflung der Unterdrückten und Enterbten entstamme, in dieser Welt niemals Gerechtigkeit zu finden. Man dürfe aber niemals gegen den Kommunismus sprechen, ohne die Tatsache der Verweigerung der Gerechtigkeit auch durch die Christen dieser bürgerlich-kapitalistischen Welt zu erwähnen und zu verurteilen.

Nun ist ja zweifellos in der gegenwärtigen weltpolitischen Lage die klare Stellungnahme des christlichen Gewissens gegen den Kommunismus damit belastet, daß diese Stellungnahme wie eine Option für den großen weltpolitischen Gegenspieler der Sowjets, den amerikanischen Kapitalismus, aussehen muß. Es ist sehr dankenswert, daß Sie in verschiedenen Berichten über die Auseinandersetzungen zur Haltung des Christen im Konflikt der Mächte immer wieder darauf hingewiesen haben, daß das eine falsche und unhaltbare Alternative ist. Eine letzte Klärung dieser Haltung scheint mir jedoch das in Ihrem Bericht über den Katholikentag auf S. 46 des Oktober/Novemberheftes angeführte Wort Pius' XII. zu sein, in dem er die „Front des christlichen Gewissens“ als „von jenen Gesinnungen, Entschließungen und

Taten gebildet“ definiert, „in denen sich die katholischen Kräfte ihre Unabhängigkeit gegenüber den politischen Richtungen und Kräftegruppen wahren“. Ich muß gestehen, daß ich diese Formulierung in der Namens-tagsansprache überlesen hatte, oder daß ihr schweres Gewicht mir jedenfalls nicht aufgegangen war, und ich vermute, daß es vielen so gegangen ist, denn wie wäre es sonst möglich, daß ein so klares und klärendes, präzises und einprägsames Wort so wenig Widerhall gefunden hätte? Es gibt genau an, was die vom Papst beschworene „Stunde des christlichen Gewissens“ bedeutet und ist die beste Widerlegung jeder übelwollenden oder einseitigen Interpretation dieses Ausspruches.

Es ist mir an diesem Beispiel jedoch aufgegangen, was die katholische Publizistik dadurch versäumt, daß sie auf eine Kommentierung und Auswertung der Äußerungen des Papstes zu den drängenden Fragen der Zeit in solchem Maße verzichtet, wie es in Deutschland festzustellen ist. In diesen Äußerungen geschieht ja etwas unendlich Bedeutsames: daß nämlich das Oberhaupt der Christenheit mit einer Energie und Kontinuität, wie wir sie seit langem in der Kirchengeschichte nicht mehr gekannt haben, das Richteramt der Kirche über die öffentlichen Dinge ausübt. Wie sehr könnte es die Wachheit der Christen zur Erfüllung ihrer Aufgaben und ihre Freiheit gegenüber der Verstricktheit des modernen Menschen in seine gesellschaftlichen Bedingtheiten stärken, wenn sie in einsichtiger Weise an dieser Verteidigung der Wahrheit gegenüber der wechselnden Taktik der Interessen teilnehmen könnten. Es ist schon fast ein Skandal, daß die katholischen Publizisten entweder noch nicht gemerkt haben, daß in den Äußerungen des Papstes etwas von höchster politischer Bedeutsamkeit geschieht oder daß sie in bestimmten Vorstellungen von der Ohnmacht des Geistes gegenüber den materiellen Machtfaktoren befangen, die Wirksamkeit der Behauptung der Wahrheit und der Grundsätze kleinmütig unterschätzen...

Dortmund

J. G. Lechner

#### Wie kann man Heiligkeit darstellen?

Sie haben in Ihrer Julinummer ein „Bildnis“ Bischof Kallers veröffentlicht. Mit tausend anderen begrüße ich den Gedanken, zum Todestag des Bischofs seiner zu gedenken, aufs lebhafteste. Ohne selber Bischof Kaller gekannt zu haben oder zu den ihm besonders Anvertrauten zu gehören, verehere ich ihn doch aufs tiefste auf Grund dessen, was ich von ihm weiß, und vielleicht vor allem auf Grund der ergreifenden Photographie, die kurz vor seinem Tode gemacht worden ist, die ich kenne.

Ich frage mich aber, ob Ihr „Bildnis“ mir den richtigen Eindruck vermittelt haben würde, wenn ich nicht vorher schon von der ungewöhnlichen Reinheit und Schlichtheit seiner Persönlichkeit überzeugt gewesen wäre. Und da es so aussieht, als ob die Herder-Korrespondenz künftig überhaupt eine Rubrik „Bildnis“ führen wolle, so scheint mir, daß sich hier einige prinzipielle Fragen erheben. Das „Bildnis“ Bischof Kallers, das Sie uns zeigen, besteht aus einer Anzahl kleiner Züge und Beobachtungen, die für den, der ihn kannte von Angesicht zu Angesicht, die besondere Innerlichkeit oder Frömmigkeit seines Wesens zum Ausdruck brachten — die dies aber, mei-

ner Meinung nach, anderen gegenüber nicht vermögen. Denn an sich scheinen sie mir gar nicht so viel zu bedeuten. Der Bischof wollte arm bleiben, um die Not und das Leid seiner Herde zu teilen. Ich kenne viele, die ebenso jeglichen persönlichen Vorteil ausgeschlagen haben, weil es ihnen unerträglich wäre, ein leichteres Leben zu führen, während ihre Schicksalsgenossen im Elend verharren müssen. Der Bischof wollte nichts für sich, er wollte das, was er hatte, nur der anderen wegen, um geben zu können. Es gibt tausende, die mit spontaner Selbstverständlichkeit alles herzugeben imstande sind, um Not zu lindern. Und diese alle sind darum keine Heiligen, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht nicht einmal wissen, was Heiligkeit ist. Der Bischof blieb trotz seines Amtes immer der Bruder und Diener seiner Mitmenschen. Es gibt andere Große, z. B. Künstler, die trotz ihres Weltruhms das gleiche tun; sie sind keine Heiligen. Darum scheint mir in dem Bericht von solchen kleinen Zügen eben nicht das Wesen eines wirklich heiligen Mannes erfaßt werden zu können. Oder müssen wir als Christen wirklich schon den bewundern, von dem man sagen kann: „Er konnte sündigen und sündigte nicht, Böses tun und tat es nicht?“ Denn der, der dem Bischof skeptisch gegenüberstehen sollte oder überhaupt nichts von ihm weiß, kann nach diesem Bericht nur den Eindruck gewinnen, daß die Tugend Bischof Kallers darin bestand, daß er den vielen Versuchungen seines Standes und seiner Zeit nicht zum Opfer gefallen ist.

#### *Um das Pfarrprinzip*

Sie berichteten in Heft 1/2 des 3. Jahrganges (Oktober-November 1948) über einen Aufsatz von O. v. Nell-Breuning SJ: Das Pfarrprinzip in Kirchenrecht und Seelsorge. Wenn damit das letzte Wort in dieser Sache gesprochen wäre, wenn also das Kirchenrecht den einzigen Maßstab zur Beurteilung der Pfarrei darstellte, müßte man sagen: Die Seelsorge ist in den letzten zwanzig Jahren auf Irrwegen gewandelt; denn die Idee einer verpflichtenden Pfarrfamilie war einer der wesentlichsten Impulse der liturgischen und seelsorglichen Erneuerungsbewegung, und die Verantwortung für die Pfarrgemeinde war eines der großen Motive, wodurch die Aktivität der Laien geweckt wurde.

Ich glaube, daß die Meinung Nell-Breunings, schon ehe seine Gedanken veröffentlicht wurden, eine treffliche Ergänzung gefunden hat in einem kleinen Aufsatz von Professor Josef Höffner, Trier, über das „Pfarrprinzip“, der in der Trierer Theologischen Zeitschrift, 2. Heft, 56. Jhg. (Februar 1947) veröffentlicht ist. Höffner sagt mit Recht, man dürfe es nicht so darstellen, als habe das Kirchenrecht die Funktion der Pfarrei in der Kirche erschöpfend behandelt. Die Pfarrei, oder sagen wir lieber mit unzähligen bischöflichen und priesterlichen Kanzelrednern die „Pfarrgemeinde“, ist da, auch wenn sie nach Nell-Breuning nicht existiert! Schon dies darf als Beweis dafür gelten, daß das Kirchenrecht hier nicht allein zuständig ist. Die Pfarrei ist auch nicht nur ein räumlich begrenzter Teil des Bistums. Weit mehr! Sie ist, wenigstens seit einigen Jahrzehnten, aus inneren, religiösen Kräften entdeckt und erweckt worden als die wesentliche Form, in der „Kirche“ konkret gegeben ist: als Gemeinschaft an jedem einzelnen Ort der Erde. Sie ist

eine echte „Seelsorge-Einheit“, d. h. ein Funktionsgebilde in der Gesamtkirche, im Reiche Gottes, im mystischen Leibe des Herrn. In ihr ist dieser Leib hier und an diesem Orte vornehmlich sichtbar! Freilich darf sie nicht losgelöst vom Bistum betrachtet werden, sie ist immer und in jeder ihrer Lebensäußerungen ein Teil des Bistums, aber ein gegliederter Teil, eine Gemeinschaft, ein Ordnungsgefüge. Zu diesem Gefüge gehören auch gewiß nicht nur die „frommen Schäflein“, die sich freiwillig am Pfarrleben beteiligen, sondern alle Gemeindemitglieder. Der Codex Iuris Canonici verpflichtet zwar nicht, aber er mahnt doch zu solcher Beteiligung, und das zeigt die Tendenz und das Ideal, dem die Kirche zustrebt. Wie sollte sich auch der Gemeindegedanke, von dem die Briefe der Apostel erfüllt sind, konkret verwirklichen, wenn nicht in der Pfarrgemeinde?

Die Pfarrei stellt das einigende Band sowohl zwischen den einzelnen Christen wie zwischen den besonderen christlichen Vereinen und Vereinigungen her; sie ist unter ihnen allen die einzige objektiv gegebene Form kirchlicher Gemeinschaft; alle übrigen kommen zustande durch das Zusammentreffen wesentlich subjektiver Bedürfnisse oder Veranlagungen und haben deshalb durchweg etwas Subjektives und in hohem Maße Zeitgebundenes an sich.

Man wird nicht so einseitig sein, jede Art außer- oder überpfarrlicher Seelsorge und Vergemeinschaftung abzuweisen, aber man wird ebenso darauf zu achten haben, daß die Pfarrei nicht nur als Sammelbecken derer übrig bleibt, die so durchschnittlich sind, daß sie in keine „Elite“ und in keine „spezielle Seelsorgsgemeinschaft“ hineinpassen. Die Diözese, wenn sie nicht in einer lebendigen Pfarrgemeinde am Orte repräsentiert und aktualisiert wird, dürfte vom einzelnen Gläubigen her schwerlich als lebendiger Organismus empfunden werden; er wird vielmehr in ihr in erster Linie ein kirchengeographisches Gebilde und in zweiter Linie eine verwaltungsrechtliche Institution, eine „Kirchenbehörde“ erblicken, worin er ja zudem dadurch bestärkt wird, daß die Organe des Bischofs in vielen Gegenden dies grausam kalte Wort mit Vorliebe gebrauchen.

Eine seelsorgliche Entwicklung, die von der Pfarrgemeinde als dem objektiven Mittelpunkt kirchlichen Daseins an Ort und Stelle absehen würde, die sich also in der Linie bewegen würde, welche von Nell-Breuning, wenn ich ihn recht verstehe, durch das Kirchenrecht gestützt findet, könnte zu einem Ergebnis führen, das wir gerade vermeiden wollen: zu einer mindestens ergebnismäßigen Unterscheidung zwischen der „Rechtskirche“, vertreten durch die „kirchliche Oberbehörde“ und ihren örtlichen Delegierten, den Pfarrer, einerseits und den einzelnen Christen und ihren subjektiven oder milieubedingten Gruppen und Vereinigungen andererseits. Die Untersuchung Nell-Breunings kann als ein Laissez-passer für alle gelten, welche sich von der Pfarrgemeinde distanzieren wollen. Denn „es gibt ja im katholischen Kirchenrecht keine Pfarrgemeinde“ und es gibt, außer für Taufe, Trauung und Begräbnis auch keine rechtliche Verpflichtung, den Pfarrer zu beanspruchen.

Ich wäre dankbar, wenn diese Zeilen die Berufenen anregen wollten, sich zu diesem Thema sachverständig zu äußern.

Frankfurt a. M.

Adalbert Oster.

## *Der eschatologische Gedanke in der Zeitkritik*

Das in Ihrer Oktober/November-Nummer wiedergegebene Referat Pastor Niemöllers auf der Amsterdamer Tagung hat mich besonders interessiert. Ich war überrascht, meine ganz persönlichen Gedankengänge, um nicht zu sagen: Befürchtungen, in dieser Hinsicht gerade von einem Vertreter des Protestantismus so offen ausgesprochen zu finden. Es ist schade und bedauerlich, daß der Mainzer Katholikentag kein solches Referat, welches wirklich einmal eine eindeutige Stellungnahme zur heutigen Weltlage gewesen wäre, aufzuweisen hatte. Richtig dargelegt, hätte bestimmt keine Gefahr bestanden, daß man eine pessimistische Weltuntergangsstimmung hervorgerufen hätte. Im Gegenteil würde dieser Blick in diese Situation unseres Jahrhunderts erst recht eine erhöhte Aktivität zur Rettung so vieler Menschen als nur irgend möglich aus dem Strudel des allgemeinen Nieder- und Untergangs erfordern. Oder sollten nur gewisse Sekten das Privileg haben, von Dingen zu sprechen, die Christus eindeutig vorausgesagt hat?

Saarbrücken

L. M.

## *Die seelische Lage der deutschen Kriegsgefangenen in Ägypten*

Die Darstellung der religiösen Lage der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich in Heft 11/48 dieser Zeitschrift gibt mir Anlaß, einiges über die Eindrücke zu berichten, die ich beim Besuch der deutschen Kriegsgefangenen in Ägypten und der Cyrenaika im Frühjahr und Sommer 1948 empfangen habe. Freilich bin ich nicht Theologe, und meine Beobachtungen sind mehr allgemeiner Art und in Bezug auf die religiöse Lage denen des P. von Tattenbach SJ in Frankreich nicht gleichzuwerten.

Die englische Regierung hatte die deutsche Arbeitsverwaltung der britischen Zone eingeladen, zwei Vertreter für eine Rundreise durch die Kriegsgefangenenlager des Mittleren Ostens zur Verfügung zu stellen, die dort über Heimkehr- und Berufsfragen berichten und Auskunft erteilen sollten. So kam ich Ende April nach einem Flug von London nach Kairo in die sogenannte Kanalzone und im Juli in die Cyrenaika. Auf dieser Rundreise habe ich 27 Lager besucht und vor etwa 8000 Kriegsgefangenen gesprochen, etwa 450 in Einzelbesprechungen bei mir gehabt und mit zahlreichen Kriegsgefangenen im Zufallsgespräch mich unterhalten können.

Im Mittleren Osten — Ägypten, Cyrenaika, Tripolis, Zypern und Griechenland — waren etwa 110 000 deutsche Kriegsgefangene. Zur Zeit meiner Ankunft im April 1948 waren noch 53 000 dort, zur Zeit meiner Abreise Ende August noch 23 000, und zwar nur noch in Ägypten und der Cyrenaika. Bis auf einen geringen Rest freiwilliger Zivilarbeiter war die Rückkehr bis Mitte Oktober beendet. Der weitaus größte Teil der Kriegsgefangenen befand sich in der sogenannten Kanalzone entlang dem Suezkanal und im Wüstengebiet westlich von diesem. Sie bildeten sozusagen den Troß und das Begleitpersonal für britische Einheiten und Depots, die auf Grund eines ägyptisch-englischen Staatsvertrages zum Schutz des Suezkanals dort liegen. Alle Arten von Reparaturen, Kraftfahrbetrieben, Barackenbau, Dienste als Köche und Kellner oder in Schreibstuben und Lagern — das war die Tätigkeit unserer Kriegsgefangenen.

Schon wenige Tage in der Kanalzone genügten, um mir ein ziemlich erschütterndes Bild von der seelischen Lage unserer Kriegsgefangenen in Ägypten zu vermitteln. Braunes Gesicht und körperliche Gesundheit, aber eine seelische Verfassung voller Gereiztheit und Unruhe, dazu oft voll Stumpfheit und Trägheit, oft verstrickt in eine hilflose Sucht, den „Schuldigen“ ausfindig zu machen für ihre Lage, für die Lage Deutschlands, für die in Deutschland gemachten Fehler. Oft schien es, als sei in der Masse die Fähigkeit zu ruhigem, objektivem Denken fast ganz erstorben. Wie hatte es zu diesem Ergebnis kommen können? Mancherlei Ursachen haben beigetragen. Vorweg muß gesagt werden: die ich noch antraf, waren zum größten Teil Jugendliche zwischen 20 und 30 Jahren, die älteren waren zum größten Teil bis zum Frühjahr 1948 repatriiert worden. Immerhin, ich sprach auch noch etwa mit Männern, die ihr 6 Jahre altes Kind daheim noch nicht gesehen hatten. Aber vorherrschend war der Typ der jungen Menschen, die bei Kriegsbeginn junge Männer und 1933 noch Jungen waren. Beispielhaft etwa der junge Mann, der bei Kriegsbeginn mit 17 Soldat wurde, nun 9 Jahre die Uniform trug und in diesen 9 Jahren nur ganze 50 Tage seine Eltern gesehen hatte, die er im übrigen nun nach Rückkehr in die „Heimat“ nicht mehr wiederfindet — in Ostpreußen auf der Flucht umgekommen. Soll man von einem solchen Menschen ruhige Einsicht und einwandfreie Haltung erwarten?

Im Herbst 1945 begann in den dortigen Gefangenenlagern die „politische Sichtung“. Die Gefangenen sollten eingereiht werden in Gruppen A = Antifaschisten, B = politisch Harmlose und C = nazistisch Verseuchte. Bei dem ersten „Screening“ waren zahlreiche „zuverlässige“ Antifaschisten als Prüfer tätig. Aber offenbar waren viele Böcke als Gärtner eingesetzt, so etwa Überläufer, die durchaus nicht aus ideellen Gründen gehandelt hatten. Wer auf die Frage, warum er nicht übergelaufen sei, eine, je nach Temperament, passende oder pampige Antwort gab, war ein klarer Fall für Gruppe C! Später, im Jahre 1946, wurde das Screening wiederholt, man hatte wohl gemerkt, daß es so nicht ging. Da gab es nun wieder Zusammenstöße mit denen, die nicht vergessen hatten, was man ihrem Ehrgefühl beim ersten Male angetan. Im weiteren Verlauf verlor das C an Bedeutung. Aber was da zerstört worden war, wahrscheinlich mehr aus Unkenntnis als aus bösem Willen, ist nicht wieder gutzumachen. Wie es unter diesen Umständen nicht anders sein konnte, haben auch dort lange Zeit hindurch alle trüben Kräfte die Oberhand gehabt, bis man allmählich zu einer einigermaßen geordneten Kameradschaft zurückfand.

Der politischen Überprüfung folgte die re-education, teils von Engländern, teils von Emigranten betrieben. Neben einigen wertvollen Kräften, die ihre Aufgabe aus echter Menschlichkeit sahen und anfaßten, scheinen in der Mehrzahl solche tätig gewesen zu sein, die weniger von der Liebe für eine bessere Zukunft als vom Haß gegen eine schlechte Vergangenheit beseelt waren. Auch sie mußten naturgemäß scheitern vor Menschen, die zum größten Teil Kinder waren, als Hitler an die Macht kam.

Die Länge der Gefangenschaft war dazu angetan, die Mehrzahl innerlich immer mehr mürrisch zu machen. Welcher aufbauende Gedanke sollte in einem Kreise von

Menschen wirken können, die von Jahr zu Jahr keinen Ausweg aus der Bedrückung der Unfreiheit sahen?

Hinzu kam die Eintönigkeit des Lebens in einsamen Lagern in der Wüste. Kein Zivilist zu sehen, niemals ein Ausgleich der Spannungen, wie er sicher manchem Gefangenen in England durch gelegentliche Fühlungnahme mit Zivilbevölkerung zuteil wurde; immer nur Kommißbetrieb und Stacheldrahtmilieu.

Die Arbeit wurde lange Zeit durchschnittlich mit 2, 4, später dann mit 4,8 Piaster pro Tag — von einigen höher bezahlten Arbeiten abgesehen — entlohnt. Als Vergleich: ein Bier in der Kantine kostete 5—7 Piaster. So hatten die Kriegsgefangenen das Gefühl, eher Zwangsarbeiter als Kriegsgefangene zu sein. Durchweg habe ich ihre Arbeit als zuverlässig anerkannt gehört.

Am meisten schien aber die seelische Lage ungünstig beeinflusst zu sein durch die Ungewißheit über die Lebensentwicklung in der Heimat. Briefe aus Deutschland brachten zumeist Klagen und vielfach Bitten um Beschaffung von Mangelwaren, aber wohl selten ein umfassendes Bild der Lage. Es ist erstaunlich, wie schwer es ist, allein aus Briefen, Rundfunkmeldungen und — meist sehr veralteten — Zeitungen sich einen wirklichen Überblick zu verschaffen. Wir wissen das, wenn wir uns nur vorstellen, wie schwer wir ein zuverlässiges Bild vom Leben etwa in Berlin oder in bestimmten Bezirken anderer Zonen gewinnen können. Ich bin — aus Hannover kommend — im Sommer 1948 in Ägypten dreimal von durchaus vernünftigen und intelligenten Hannoveranern gefragt worden, ob in Hannover die Straßenbahn wieder im Betrieb sei! So unklar war das Bild der Heimat selbst in den einfachsten Fragen des äußeren Lebens, um wieviel mehr in allem, was an Schwierigkeiten und Nöten, an Problemen und Sorgen auf dem deutschen Leben lastet. So traf ich auf allzu viele, die wirklich „um den Schlaf gebracht“ waren, wenn ihre Gedanken das wirre Durcheinander zu ordnen versuchten, das sich aus ihren Vorstellungen, Gedanken und Sehnsüchten als Bild des unbekanntem Deutschland von heute ergab. Da waren allzu viele, die „fertig“ waren: sie hatten keine Hoffnung und keinen Glauben mehr, haßten die Engländer, haßten die Russen und wußten mit dem Begriff „Deutschland“ nichts mehr anzufangen.

Gewiß geschah vieles, um dieser Entwicklung vorzubeugen. Sport und Theatervorführungen auf hohem Niveau sind zu erwähnen, auch mancher natürliche Ausgleich in der Liebe zu Blumen, wo Anpflanzungsmöglichkeiten bestanden, und zu kleinen Haustieren, die sich fürsorglicher Liebe erfreuen konnten. Gute Büchereien boten geistige Anregung, Unterrichts- und Vortragswesen waren vielfach gut entwickelt. Was das religiöse Leben anbelangt, so glaube ich, das für den Mittleren Osten bestätigen zu müssen, was P. von Tattenbach zur religiösen Lage der Kriegsgefangenen in Frankreich gesagt hat (Herder-Korrespondenz 2. Jhg., H. 11, S. 508), daß nämlich die kleine Gruppe der wahrhaft Gläubigen durch die Gefangenschaft gewinnt, daß aber die Masse durch die Störung des natürlichen seelischen Lebens abstumpft. So war die Wirkungsmöglichkeit der Lagergeistlichen — durchwegs selbst Kriegsgefangene — auf den Kreis der wirklich Gläubigen begrenzt. Ich möchte in diesem Zusammenhang erwähnen, daß die Theologiestudenten beider Konfessionen in einem Lager zusammengezogen waren und dort — unter Befreiung von anderer Arbeit — ihre Studien fortführen konnten. Ich hatte die

unerwartete Freude, am 1. Mai in der Garnisonkirche von Fayid am Bittersee der Priesterweihe eines schlesischen Theologen durch den Bischof von Heliopolis bei Kairo und tags darauf seiner Primizmesse im Camp 380 beiwohnen zu können, die sich zu einem Gemeinschaftsfest für die katholischen Gefangenen aus den umliegenden Lagern gestaltete.

So war die Situation, als ich meine Rundreise durch die Lager begann. Zuerst mußte fast überall eine Schicht des Mißtrauens durchstoßen werden. Denn es schien den meisten Gefangenen kaum faßbar, daß da, mehr als drei Jahre nach Ende der Kampfhandlungen, ein Deutscher aus Deutschland, kein Emigrant, zu ihnen gekommen sein sollte; mußte er nicht, wenn er wirklich aus Deutschland kam, im englischen Solde stehen oder — im besten Falle — ein Parteibonze sein, auf jeden Fall aber einer, der sie wieder einmal „schulen“ oder ihnen beweisen wollte, daß früher alles Verbrechen, jetzt aber alles herrlich sei?

Meine Aufgabe war mit einem Male eine ganz andere geworden. Mit Fachwissen und trockenen Darstellungen war hier nichts zu gewinnen. Ich war, ob ich wollte oder nicht, schlechthin der Vertreter des heutigen Deutschland und zwar sein Vertreter vor den Söhnen der Heimat, die sich vergessen und verloren wähnten, und die nun mit scharfem Ohr auf den Klang hörten, der da aus Deutschland zu ihnen herüberklang. So mußte ich in jedem Lager am ersten Abend einen Vortrag ansetzen, um erst am zweiten Tage in Einzelbesprechungen die persönlichen Sorgen entgegenzunehmen. In dem Vortrag aber galt es zunächst, das Vertrauen zu gewinnen. War das gewonnen, dann freilich gab es kein Halten mehr, und ein Strom von Fragen über alles, was mit dem deutschen Leben und der deutschen Not von heute zusammenhängt, rauschte auf. Bald wußte ich, was unsere Gefangenen zumeist bedrückte, und bald war infolge der Fülle der Fragen der Vortrag unter drei Stunden kaum zu beenden. Ich habe es erlebt, daß mehrere hundert wegen Mangel an Bänken drei Stunden stehend zugehört haben, ohne daß einer wegging, und ich glaube, sie hätten auch noch eine vierte Stunde zugehört. Denn nun war endlich einmal Deutschland bei ihnen!

Was die Leser gerade dieser Zeitschrift interessieren wird, ist dies: so betrüblich die seelische Lage und so klein der Kreis derer war, die aus echter Gläubigkeit ihrem Opferleben dort einen Sinn zu geben wußten, so unerwartet aufnahmebereit fand ich doch auch wieder die „Masse“, die schließlich als Zuhörer vor mir war — der Zustrom zu dem ersten Vortrag eines direkt aus Deutschland Gekommenen war durchweg sehr groß und erfaßte oft 80—90% der im Lager Anwesenden — auch für jedes ernste, ja auch oft ganz bewußt in Beziehung zum Religiösen gesetzte Wort zu der heutigen Lage Deutschlands und der Menschheit. Da war etwa zu sprechen vom Hunger und davon, daß wir früher nicht recht begreifen konnten, warum wir täglich neu den Vater im Himmel bitten sollten um das tägliche Brot, während heute hinter dieser Bitte eine Realität von schrecklicher Größe steht. Oder es war etwas zu sagen zu der Not der Heimatvertriebenen — es saßen ja auch vor mir solche, die heimkehren in ihre vertraute Ordnung und solche, die ihre Angehörigen wiederfinden werden in Armut und Verelendung — und es mußte dabei erinnert werden, daß nicht die Behörden diese Aufgabe meistern

werden, sondern daß es hier um Aufgaben geht, die dem ganzen Volk und jedem einzelnen gestellt sind und in denen jeder angerufen ist im Gewissen, das ihm Gott gegeben hat. Oder sie wollten hören, wie es um die deutsche Frau und das deutsche Mädchen stünde. Und man mußte ihnen sagen, eine wie große Sünde die Verallgemeinerung sei, und daß es „die Frau“ sowenig gäbe wie „den Mann“ oder „den Deutschen“ oder „den Engländer“, und daß erst einmal das Hohe Lied der deutschen Frau der Kriegs- und Nachkriegszeit wird gesungen werden müssen, die in den Jahren, in denen die Gefangenen von der Heimat fern sind, um das Doppelte der Jahre alterte, weil sie sorgte und kämpfte und litt um ihre Kinder, und wie oft in der Einsamkeit des Verlassenseins. Dann konnte man den jungen Menschen aber auch sagen, daß alles Klagen und Anklagen sinnlos ist, sondern daß es allein auf eines ankomme: daß sie selbst, einmal heimgekehrt, zur Ordnung ständen und gegen die Unordnung; täten sie das, würden sie auch deutsche Mädchen finden, die den gleichen Weg mit ihnen gehen wollten. Und sprach man zu ihnen über das politische Leben, dann konnte man ihnen ebenso sagen, daß es in dem wilden Auf und Ab, in dem Ringen der guten und un guten Kräfte nicht darauf ankäme, oberflächlich und hemmungslos anzuklagen, sondern allein darauf, die guten Kräfte zu stärken.

Und ging es dann um die Liebe zum Vaterland, dann verstanden sie es wohl, wenn man ihnen sagte, daß es leicht sei, das Vaterland zu lieben in Tagen des Glanzes und beim Rauschen der Fahnen, aber schwer, diese Liebe hinüberzutragen in die Zeiten der Not und der Verelendung, in denen man die ganze Wirklichkeit mit allem, was traurig und finster darin ist, umfassen muß mit seiner Vaterlandsliebe, die auch ein Gottesgebot ist, dem Menschen ins Herz gepflanzt. Dann hörten sie auf, und auch alle blieben still, die zum Vortrag gekommen waren mit dem Vorsatz, ordentlich zwischenzuschlagen, wenn die wehen und wunden Gefühle verletzt würden, die sie, oft ihnen unbewußt, erfüllten.

An manchen Abenden habe ich zum Schluß gesprochen vom Gesetz vom Berge Sinai, von Maria auf der Flucht nach Ägypten, vom Simon von Cyrene, um ihnen zu zeigen, daß nicht unsere Zeit allein, in der die grausigen Früchte des Verrates am Gesetz vom Sinai gereift sind, in der unsere Frauen das Geheiß empfangen: steh auf, nimm dein Kind und flieh, und in der die Menschen für die Menschen die Kreuze aufrichten,

Not und Furcht erfahren hat. Von solchen Gedanken ließ sich dann der Übergang finden zu dem Abschiedswunsch, den auszusprechen dort fast ein Wagnis schien: daß sie beim Betreten des Repatriierungsschiffes hinter sich werfen sollten alle Verbitterung, die sich in ihnen angesammelt hat, daß sie im Rückblick auf das vergangene Raum geben sollten dem Gedanken: in wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet! Nur so, sagte ich ihnen, wenn es ihnen gelänge, aus der Größe des Herzens zu schauen auf das, was hinter ihnen läge, sich abzuwenden von Haß und Vergeltung, aus denen noch niemals Glück erwachsen sei, könnten sie auch in ihrem Herzen die Heimat wiederfinden und bekennen wie einer ihrer Kameraden, der nach der Rückkehr geschrieben hatte: „Hier ist es knapp mit Zigaretten und Lebensmitteln, und hier ist manches nicht schön und vieles, über das man sich ärgern muß. Aber was ist das alles gegenüber dem Glück, wieder in Deutschland zu sein!“

Niemals habe ich Widerspruch gefunden oder ein abweisendes Lachen gehört oder ein überhebliches Lächeln gesehen, wenn ich unseren Gefangenen so oder ähnlich versuchte, eine Brücke des Herzens zu ihrer Heimkehr zu bauen, über der so viele Schatten der Sorge und der Bitterkeit oder der Furcht zu liegen schienen. Und wenn ich am Tage darauf wieder ins Lager kam, um in Einzelsprechstunden die persönlichen Sorgen zu besprechen, hat sich stets mein Eindruck vom Abend vorher verstärkt: manche hatten sich wohl gewundert, sie hatten eben einen Bonzen aus Deutschland erwartet. Aber nirgends wurde eine Ablehnung laut gegen den Versuch, aus christlicher Schau die Dinge zu sehen. Daraus sollen keine übertriebenen Hoffnungen hergeleitet werden. Auch vermag ich mir kein Urteil darüber zu erlauben, welche Tiefenwirkung aus diesem kurzen Zusammentreffen mit christlicher Betrachtung an den folgenden Tagen in den Diskussionen über den Vortrag in den Wohnzelten, an den Arbeitsstätten, in der Kantine sich ergeben haben mag. Aber daß ein christlicher Gedanke auch vor hunderten von jungen Menschen ausgesprochen werden kann, unter denen nur wenige bewußt christlich sind, und daß er aufgenommen und nicht abgelehnt wird, das ist mir in jenen Tagen, in denen ich ungewollt zum Wanderprediger für das arme Deutschland von heute wurde, ganz deutlich geworden.

*Großlatterde über Peine*

*Dr. Herbert Leder.*